

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Über Entstehung und Bedeutung der unter Friedrich dem Großen abgehaltenen Manöver

Kielmansegg, ... von

Berlin, 1906

Über Entstehung und Bedeutung der unter Friedrich dem Großen abgehaltenen Manöver.

[urn:nbn:de:kobv:517-vlib-12644](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:kobv:517-vlib-12644)

Über Entstehung und Bedeutung der unter Friedrich dem Großen abgehaltenen Manöver.

Vortrag, gehalten in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin am 25. Oktober 1906

von

Graf v. Kielmansegg,

Hauptmann und Adjutant der 2. Infanteriebrigade.

(Mit zwei Skizzen.)

Nachdruck verboten.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Nach den Absichten der militärischen Gesellschaft sollen in den nächsten Monaten die Erfahrungen aus den neuesten Kriegen gewürdigt werden. Wir sind alle überzeugt, wie notwendig es ist, daß jeder einzelne sich hiermit beschäftigt und Lehren daraus zieht. Es bedarf nicht der Jahreszahl 1906, des hundertjährigen Gedenktages an das größte Unglück, welches unser Volk getroffen hat, um uns zu mahnen, nie still zu stehen, sondern mit aller Anstrengung stetig fortzuschreiten. Aber ein guter Fortschritt wird nur erzielt unter genauer Würdigung des bisher, des in der Vergangenheit geleisteten, unter gründlicher Beurteilung, was hiervon noch brauchbar, noch vorbildlich ist.

So erscheint es angezeigt, ehe wir uns dem Allerneuesten zuwenden, noch einmal, gleichsam als Einleitung, der Vergangenheit zu gedenken.

Der feste Wille Seiner Majestät, unseres allergnädigsten Kriegsherrn, geht dahin, den Völkern den Frieden zu bewahren.

Die schwerste Arbeit, eine Armee in langer Friedenszeit bei größtmöglicher Leistungsfähigkeit zu erhalten, ist uns vielleicht beschieden. Da verweilt der rückwärts gewandte Blick wohl gern bei Zeiten, während welcher Ideales in dieser Beziehung geleistet worden ist.

Vor 150 Jahren schloß eine hochbedeutsame, wenn auch nur zehnjährige Friedensperiode ab, in welcher der große König sein Heer auf den Siebenjährigen Krieg — und mit welchem Erfolg — vorbereitet hatte. Auch er wußte, daß bei der Gleichmäßigkeit der Leistungen der Armeen nur durch

190887076

pflichttreueste Arbeit, genaueste Beachtung des Neuauf tretenden, durch angestrengtestes Sinnen über Verbesserungen ein Vorsprung zu erringen sei — wie wir es heute wissen.

Er hat Großes geleistet sowohl während jener 10 Jahre als auch so lange er überhaupt sein geniales Denken der Friedensarbeit zuwandte.

Es gibt aber nicht nur in der Kriegsführung Wesentliches, für alle Zeiten Gültiges, das man berücksichtigen muß, will man Erfolg haben, sondern auch in der Art und dem Wesen der Friedensarbeit.

Nehmen wir die Manöver als letzten und wichtigsten Ausdruck aller Ausbildung und Erziehung zum Kriege, so stellt sich der Vortrag die Aufgabe darzutun, wie der große König als erster etwas derartiges erfand und weiterbildend hierin Vorbildliches schuf.

Schon während des Ersten Schlesi schen Krieges hatte sich der König ein Urteil über seine Armee gebildet und sprach es unumwunden aus. Gar nicht einverstanden war er mit den höheren Führern, ausgenommen Schwerin. Hatte er früher über manchen geschertzt, man würde keine Veränderung merken, wenn er seinen Geist aufgäbe, so wirft er jetzt den Generalen vor, „sie tappten im dunkeln und glaubten alles verloren, wenn sie sich vom gewöhnlichen Herkommen entfernten“. Den Leistungen der Infanterie zollt der König in demselben Maße Anerkennung, in welchem er der Kavallerie seine Unzufriedenheit ausdrückt. „Die Kavallerie ist nicht wert, daß sie der Teufel holt, kein Offizier geht mit sie um“, schreibt er nach Mollwitz. Der Tadel für die Einzelausbildung gipfelt in den Worten: „Les chevaliers creignèrent leurs chevaux.“

Wie hatte sich das alles bis zum Zweiten Schlesi schen Kriege geändert!

Die Führer leisteten schon Hervorragendes an Geschicklichkeit und Entschlußkraft, die Infanterie fügte ihrem alten Ruhm neuen hinzu, aber auch die Kavallerie pflückte sich reichlich Vorbeeren. Und der König selbst, der noch bei Mollwitz an der Möglichkeit des Sieges irre geworden, das Schlachtfeld verließ?

Denken wir uns einmal in die unglückliche Zeit, welche dem verfehlten Vorstoß nach Böhmen im Zweiten Schlesi schen Kriege folgte. Die Armee war in einem unglaublich traurigen Zustande. Gefangennahme, Desertion, Krankheit hatten die Reihen stark gelichtet. Die Monturen waren ganz verbraucht, Kriegsgerät fehlte überall; nicht nur der Soldaten, auch der Offiziere hatte sich ein tiefgehender Mißmut bemächtigt.

Der damalige Präsident von Schlesien, Graf Münchow meinte, die Disziplin sei so schlecht, wie man es früher nicht für möglich gehalten habe.

Wüßten wir vom Könige nichts, als in wie kurzer Zeit er hier Wandel geschaffen hat, wir müßten ihn schon für das Genie halten, das er tatsächlich war!

Wie schnell hat er allen Schäden aufgeholfen, wie schnell die Gemüther wieder hochgestimmt, freundlich aufmunternd, aber auch energisch durchgreifend.

Messen wir, wenigstens was das moralische Element betrifft, seine Tätigkeit an der seines damaligen Gegners, des Prinzen Karl von Lothringen! Die österreichische Armee war trotz ihrer Niederlage anfänglich kaum in einer so schlimmen Verfassung, als in jener Zeit die preussische und dennoch gelang es dem Prinzen nicht, die Truppen wieder aufzurichten, sie ihre Niederlage vergessen zu lassen. Wo die Österreicher auftraten, hat man das Gefühl, daß der Armee die Zaghaftigkeit geschlagener Truppen anhaftet. Man vergleiche damit den auf Sieg gestimmten Ton des preussischen Heeres beim Verlassen des Lagers, das in so trüber Stimmung bezogen war. Die Erklärung für den geringen Erfolg des Prinzen finden wir in der Charakteristik, die der venetianische Gesandte Grizzo in seinen Relationen von ihm gibt: „di non saper usar il convenniente rigore“, er verstand es nicht durchzugreifen. Der König dagegen zeigt sich hier bereits als der geniale Erzieher und Lehrer der Armee.

Bieten schon die Aussprüche oder Niederschriften aus der Jugendzeit eine Erklärung für so schnelle Entwicklung, hatte der König schon beim Regierungsantritt eigenartige Anschauungen über die Ausbildung der Armee?

Die Überzeugung von eigener Kraft und eigenem Wert fehlte jedenfalls nicht. Diese Überzeugung drückte sich aus in den Worten, daß in Preußen die einzige Autorität der König selbst sei (hier in militärischem Sinne gemeint), eine kurze Abfertigung an den Fürsten Leopold, welcher gelegentlich der zur Thronbesteigung dargebrachten Glückwünsche geäußert hatte, er hoffe, daß ihm die Autorität, welche er unter dem hochseligen König besessen, auch jetzt verbleiben werde.

Der Mensch ist ja im allgemeinen in einem bestimmten Fach nur einer bestimmten Anzahl von Vorstellungen mächtig; kommt von außen nichts hinzu, ist es allein dem Genie beschieden, erfolgreich fortzuschreiten.

Es ist nun die Frage, ob der Kronprinz durch Lektüre oder durch seine Umgebung zu neuen Gedanken angeregt wurde. Zweifellos beherrschte der Kronprinz die Ergebnisse der damaligen kriegswissenschaftlichen Lehren vollkommen.

Die kriegswissenschaftlichen Werke der damaligen Zeit, so vortrefflich sie zum Teil waren und so eifrig sie der Kronprinz studierte, konnten jedoch nur die Kenntnis mit dem bisher geleisteten vermitteln, neue Bahnen waren dort nicht gewiesen. Die originellen Ideen Soltarbs waren nicht brauchbar und die wirklich ganz neue Gedanken enthaltenden Réveries des Marschalls von Sachsen sind zwar 1732 verfaßt, aber erst 1750 erschienen.

Weiterhin hätte ja die Umgebung Anregung bieten können. Wir finden dort aber niemanden der etwas Neues, weit über das damals übliche Hinausgehendes, hätte lehren können. Es waren kriegserfahrene, zum Teil hoch-

gebildete Männer, aber über ihrer Zeit standen sie nicht, weder die Erzieher der frühen Jugend, wie Goltz und Kalkstein, noch die Männer der späteren Umgebung wie Stille, Buddenbrock, Chasot, Keiserlingk, Camas und andere.

Den Fürsten Leopold von Anhalt schätzte der König als Kronprinz entschieden sehr hoch, doch will es scheinen, als ob er seine Belehrung nicht allzu eifrig gesucht habe. Wo diese angeboten wurde, was von seiten des Fürsten oft geschah, nahm er sie artig und dankbar an. Ein so reger Gedankenaustausch wie nach Mollwitz fand dagegen vor dem Regierungsantritt nicht statt. Hier ist zu schließen auf die instinktive Abneigung des Genies vor der allzustarken Beeinflussung durch die jeweilige Autorität. Dieses Gefühl führte auch dazu, den Fürsten von Anhalt zunächst im Ersten Schlesiſchen Kriege nicht zu verwenden, mit der Begründung:

„Auf daß die Welt nicht glaube, der König von Preußen marschiere mit einem Hofmeister zu Felde.“ Erinnern wir uns auch der Klage des Fürsten: „und beklage ich, daß mich Eure Königliche Majestät von dero Jugend an nicht haben leiden können“.

Dagegen haben wir vollgültige Beweise, daß der Kronprinz eigene Meinungen über Fragen der Ausbildung hatte, die nicht mit den öffentlichen übereinstimmten, auch Urteile fällte, die einen selbständigen, scharfen militärischen Blick erforderten.

In den ersten Regimentschefszeiten ist nichts zu bemerken als ein fleißiges sich Hineinleben in den Frontdienst um dem königlichen Vater zu Danke zu arbeiten. Dies gelang zur vollkommenen Zufriedenheit. Eine Folge davon war die heißersehnte Erlaubnis zur Teilnahme an dem Kriege Österreichs gegen Frankreich 1734. Wenn der Umgang mit dem Prinzen Eugen, welcher das österreichische Heer führte, und dessen Umgebung nicht förderte — aus dem Verlauf des Feldzuges war wohl nur wenig zu lernen. Aber ein Genie sieht ja mit anderen Augen als der gewöhnliche Sterbliche. Außer einigen Urteilen über Menschen und Dinge, welche für dieses Thema nicht in Betracht kommen, scheint dem Kronprinzen jedenfalls eine Beobachtung vor allem der Aufzeichnung im Tagebuch und der brieflichen Mitteilung wert, nämlich diejenige auffälliger Unordnung in der dortigen Armee. Ein zusammenfassendes Urteil findet sich in dem Brief vom September 1734 an Camas:

„Bei diesem Kriege kann man aus der Verwirrung und Unordnung, welche in der Armee herrscht, lernen.“ Die Überzeugung, daß bei der Bewegung großer Truppenmassen in erster Linie straffe Ordnung herrschen müsse, hat sich hier aufgedrängt, eine Anschauung, die gewiß zu dem einige Jahre später auftauchenden Gedanken von der Notwendigkeit, möglichst große Truppenmassen zu Übungszwecken zusammenzuziehen, beigetragen hat.

Nach Beendigung des Krieges widmete sich der Kronprinz mit regstem Eifer der Ausbildung seines Regiments. Es will fast scheinen, als ob gerade

die Erfahrungen aus dem Kriege in ihm einen Glauben haben reifen lassen, dem er später die Worte leiht:

„Soigner les détails, ils ne sont pas sans gloire. C'est le premier pas qui mène à la victoire!“

Es ist jene Zeit ernstestrebens, von dem die Briefe an Sühm so schönes Zeugnis ablegen, wo der Kronprinz auch schon ein reifes Urtheil über die militärischen Fähigkeiten der ihm untergebenen Offiziere abgibt, wie mehrere aus der Zeit erhaltene Konduiten beweisen.

Das Verständniß für die Ausbildung der Truppen wächst derart, daß ihm vom König aufgetragen wird, gelegentlich einer Reise nach Ostpreußen die Regimentschefs, soweit dies notwendig wäre, eines besseren zu belehren. Auch das wurde zur vollsten Zufriedenheit des Königs verrichtet. Doch kann es sich nur um Fragen der bisher üblichen Taktik gehandelt haben, von neuen Gedanken konnte wohl keine Rede sein.

Der Kronprinz war im übrigen gewiß nicht mit allem einverstanden was geübt wurde, das können wir leicht aus seiner spöttischen Art, über manche Dinge zu urtheilen, entnehmen.

Für den feurigen Geist gab es da zu viel pedantisches und für den scharfen Denker zu viel überflüssiges, das Zeit und Geld kostete.

Eine merkwürdige Stelle findet sich in dem Brief an Camas vom Mai 1739.

Der Kronprinz nennt hier Potsdam, wo der König seine Revuen abhielt, „die Universität“ und meint, Camas, der dort vier Tage gewilt habe, würde gewiß wunderbares zu sehen bekommen haben, „aber“, fährt er fort, „ich bin fest überzeugt, daß weder Sie noch ich es nachahmen werden“.

Am 30. September desselben Jahres schreibt er mit Bezug auf eine augenscheinlich für Camas glücklich abgelaufene Revue:

„Ich bewundere Ihre Verdienste, ohne die Kraft zu haben, sie nachzuahmen. Es herrscht in der Gegend, wo Sie sind, zu viel Nebel, dessen Ausdünstungen, wie ich fürchte, nicht gut für mich sind. Erlauben sie mir in meiner Einsamkeit ein wenig frische Luft zu schöpfen, die mir so gut bekommt.“

Auf Belehrung bei diesen Revuen scheint der Kronprinz keinen allzu großen Wert gelegt zu haben, denn er hatte sich auch bei der oben erwähnten von einem seiner Leutnants vertreten lassen, während wir sonst das eifrigste Bestreben erkennen können, sei es durch Lektüre, sei es durch Unterredung mit verständigen Menschen oder durch aufsuchen der Praxis sich weiter zu bilden.

Interessant ist es, daß und wie dem Kronprinzen das Verlangen nach Schnelligkeit in den Bewegungen der Truppen sehr bald gekommen ist.

Wir lesen sogar in einem Brief an Voltaire 1737:

„Ein Regiment muß sich nicht durch eitles Aufzug, Putz und Glitter auszeichnen, ganz andere Krieger führte Alexander. Strenge Zucht hielt sie zusammen, um rasch die Absichten und die größten Unternehmungen der Feldherren geschwind und glücklich auszuführen.“

Dies erscheint insofern merkwürdig, weil man zu jener Zeit Schnelligkeit nicht als Hauptfordernis einer guten Ausbildung derart betont hat. Es lag im Wesen der Parallelschlacht, die, wenn sie auch im weiteren nicht parallel verlief, doch im allgemeinen einen parallelen Aufmarsch zur Voraussetzung hatte, der in Ruhe vonstatten gehen konnte. Das nächste Hauptbedürfnis war dann Geschlossenheit.

Auch in den Jahren nach den ersten Schlesischen Kriegen wurde in Österreich, wenn größere Truppenmassen im Frieden zusammengezogen waren, vor allem großer Wert auf Zurücklegen langer Strecken in Linie und im ganzen mehr auf Exerzieren als auf Manöverieren gelegt, wodurch die Schnelligkeit im Evolutionieren, wie sie vielleicht dem Kronprinzen vorschwebte, nicht viel gewann.

Diese gewünschte und gerühmte schnelle Ausführung ist natürlich an sich die Forderung des Genies, denn der genialste Gedanke kann an einer lahmen Ausführung zunichte werden.

Vergleichen wir einmal damit, was der junge König mit zu allererst an seinen Truppen zu rühmen mußte.

„Unsere Truppen sind so vortrefflich, so agil, daß sie sich in einer Zeit von nichts en bataille formieren und kann man fast niemals vom Feinde überfallen werden, weil ihre Bewegung so schnell und geschwind ist.“

Ferner: „Marschieret ihr, so kommt ihr durch Geschwindigkeit dem Feinde zuvor.“

Also eben diese Schnelligkeit in den Bewegungen erkannte der Kronprinz schon als wesentliche Tugend einer Truppe an.

Könnten wir doch einen Blick in des Königs Gedanken über militärische Fragen gerade in jener für seine ganze übrige Entwicklung so hoch bedeutsamen Zeit — die Jahre vor dem Regierungsantritt — tun! Aber die Quellen versagen.

Beweisen können wir nur, daß der Kronprinz, abgesehen von Fragen der Taktik an sich, wie denjenigen der einzelnen Waffen, über die er vollkommen orientiert war, über welche er seine Anschauungen in vielen Unterredungen geläutert hatte, folgende Punkte klar erkannte:

Die Grundlage zu allem weiteren bildet eine gewissenhafte, formale Ausbildung.

Alles Nutzlose, „rein“ Äußerliche muß unbedingt weggelassen werden.

Die Truppen müssen zu straffster Ordnung aber auch größter Beweglichkeit erzogen werden.

Das ist wenig und klingt sehr einfach im Vergleich zu den hohen Gedanken, welche — Politik, allgemein menschliche, ja auch Fragen der Heeresleitung betreffend — die Seele des Kronprinzen bewegten, und doch hatten seine Gegner die Überzeugungen noch nicht in dem Maße gewonnen! Ob der Kronprinz jemals daran gedacht hat, daß es, um jene Ausbildungsziele zu erreichen, nötig sei, die bisher bestehenden Revuen zu ändern, zu erweitern, große Truppenmassen zu einer Art von Manövern zusammenzuziehen, dafür geben die Quellen, welche die Zeit bis 1740 behandeln, keinen Aufschluß.

Der Regierungsantritt brachte nur Veränderungen, was Heeresvermehrung, Heeresorganisation usw. betrifft, keine taktischer Natur.

Und nun kam bald die Zeit, wo alles, was Kopf und Herz bewegt hatte, der rauhen Wirklichkeit gegenüber standhalten sollte, ein kritischer Augenblick, denn zwischen Denken und Handeln gähnt oft eine tiefe Kluft.

Mollwitz, die Schule des jungen Königs nach seinen eigenen Worten! Wie ein Blitzlicht leuchtet die Erfahrung der Schlacht in alle bis dahin dunklen Stellen seiner Gedankenwelt über taktische Fragen. Blötzlich erhellen sich ihm alle Zusammenhänge.

Zum ersten Male sieht und führt der König Truppen aller Waffen in rangierter Schlacht und alle Schäden werden ihm offenbar. Von da ab tritt die große Gabe des Königs, welche der Feldmarschall Moltke so sehr an ihm bewundert hat, klar hervor, das Selbstschöpferische.

Alle Energie der Gedanken ist von da ab dem einen Ziel zugewandt: wie es besser machen.

Vergleichen wir damit die in der Relation über die Schlacht, wie in allen Briefen gleichlautenden Klagen seines Gegners Reipberg:

Wenn alles so gekommen wäre, wie er sich's gedacht habe und wie alles schon von langer Hand vorbereitet gewesen sei, dann wäre der Ausgang wohl ein anderer gewesen. Und nun helfe nur noch eine Vermehrung der Armee durch tüchtige Truppen, möglichst auswärtige, Hessen oder dergleichen, von denen die österreichischen Truppen dann lernen könnten, wie man fechten müsse!

In seinem ganzen Willen und Denken tritt von nun ab der König vollkommen selbständig und bahnbrechend auf!

Während wir in den kurz vor der Schlacht von Mollwitz ausgezeichneten Instruktionen noch nichts Neues finden, enthalten die Instruktionen vom März 1742, welche durch diejenigen vom Jahre 1744 erweitert wurden, schon die Grundlage jener taktischen Anschauungen, welche die Kriegserfahrungen gezeitigt hatten und wie sie ja allgemein bekannt sind. Auch die „ordre oblique“ ist angedeutet, wenigstens ist nie angenommen, daß man den Gegner mit der ganzen Front, sondern immer nur mit einem Flügel

angreifen werde. Ferner spricht sich die Anschauung hier aus, daß man möglichst wenig Zeit mit Feuern verlieren, sondern schnell an den Feind herangehen solle.

Klar erweist sich der königliche Wille so zu handeln, so zu lehren, daß man, wie er später sagt, sehe „daß alles eines Mannes Werk sei“.

Dem alten Dessauer gehen genaue Vorschriften zu, nachdem er scharf angelassen ist, eine frühere Ordre nicht ausgeführt zu haben.

„Ich wundere mich sehr, daß Ew. Durchlaucht als alter Offizier nicht akurater meine Ordres befolgen, die ich Ihnen gebe, und wenn Sie habiler wie Caesar wären und meine Ordres nicht akurat und stritte nachleben, so hilft mir das Übrige nichts.“

Nach kurzer Rast zieht der König die Truppen im Lager zusammen, um sie zu lehren, was er in Hinsicht auf Ausbildung und Taktik zu ändern gedenkt. —

Der König hat scheinbar hier schon die Überzeugung gewonnen, es sei am besten, die Truppen unter seinen Augen und in möglichst großer Anzahl zu vereinigen, um mit Ansichten und Absichten schnell durchzudringen.

In dieser Zeit ist die Entstehung des Gedankens, Manöver abzuhalten, zu suchen.

Bald empfand der König auch die Annehmlichkeit, alle Waffengattungen beisammen zu haben. Er überzeugte sich, wie günstig es sei, wenn Truppen gegen durch wirkliche Truppen dargestellten Feind manövrierten. So ließ er z. B. im Lager, wo es sich um Manöver der Kavallerie gegen Infanterie handelte, auch Infanterie als Gegner auftreten, während z. B. bei den österreichischen Lagerübungen die Kavallerie, soweit sie herangezogen wurde, nur gemeinsam mit der Infanterie manövrierte.

Alle diese Überlegungen und Erfahrungen führten dann zur Abhaltung des ersten Manövers im Jahre 1743, an dem alle Waffengattungen beteiligt waren.

Ehe wir auf die Manöver selbst eingehen, wird es sich empfehlen, einen kurzen Blick auf die Ergebnisse der taktischen Entwicklung des Königs in den nächsten Jahren, das heißt bis zum Siebenjährigen Kriege zu werfen, wie sie in den Einzelschriften des Generalstabes Nr. 27 und 28 bis 30 geschildert wird, denn wie im Generalstabswerke von den Schlesiischen Kriegen, Einleitung zum Siebenjährigen Kriege, gesagt ist, werden jene Darlegungen immer die Grundlage zu allen Erörterungen über die taktischen Ansichten des Königs bilden müssen. Es ist dies umsomehr nötig, als der Beweis geliefert werden soll, daß der König in den Manövern alles, was er seinen taktischen Überzeugungen nach als Vorbereitung zum Kriege notwendig erkannt hatte, übte, aber auch nur das.

Zu einer Erkenntnis kam der König sehr bald im Gegensatz zu seinen Zeitgenossen, nämlich daß das Ideal sei und bleibe, den Krieg durch ent-

scheidende Schläge baldmöglichst zu endigen. Dazu mußte man die Schlacht suchen. Diese Auffassung gründete sich einmal auf seine taktischen Überzeugungen und dann geboten dies auch die verhältnismäßig beschränkten Mittel seines Staates.

Dieser Ansicht war man zur Zeit des Königs nicht. Nun wissen wir, wie eifrig der damalige Kronprinz Macchiavell studierte. Der hatte allerdings in seinem Buche „Vom Fürsten“ den Grundsatz ausgesprochen: „Alle Fehler macht eine gewonnene Schlacht gut, man muß sie suchen.“ Interessant ist es vielleicht, daß Macchiavell seinen Zeitgenossen durchaus als Laie in militärischen Dingen galt, wie J. Burkhart in „Kultur der Renaissance in Italien“*) nachweist. Trotzdem hatte sich jenem staatsmännisch so hochbegabten Schriftsteller obiger Gedanke aufgedrängt. Von hier mag also eine Anregung ausgegangen sein.

Der König fühlte ja auch in seiner Eigenschaft als oberster Kriegsherr, als erster Diener seines Staates.

Die folgerichtige Durchführung des Gedankens von der Notwendigkeit der Schlacht war:

Entscheidend wird man den Gegner schädigen, wenn man ihn nicht nur schlägt, sondern vernichtet. Diese Anforderung wird nur die Angriffsschlacht erfüllen, sie ist also zu bevorzugen schon deshalb, weil, wie der König sagt, „die ganze force unserer Truppen im attaquiren liegt und wir töricht handeln würden, wollten wir darauf renonziiren“.

Die Schlacht war aber ein Wagnis und ein doppelt schweres für das preußische Heer, weil dessen vorzüglich ausgebildete Mannschaften kaum zu ersetzen waren.

Ähnliche Gründe haben gerade die Zeitgenossen vom Suchen einer Entscheidungsschlacht abgehalten, die zweifelhafte „Probabilität der Viktoria“, wie der General Graf Rhevenhüller sich ausdrückt. Die damaligen taktischen Mittel reichten in keiner Weise aus, um sich vor oder zu Beginn der Schlacht eines Vorteils vor dem Feinde zu sichern. Der erfahrene Feldherr, welcher im Verlaufe des Kampfes eine Schwäche beim Gegner erspähte und dies ausnutzte, der konnte wohl den Sieg erringen. Auf Erfahrung kam alles an, taktische Grundsätze gab es wenige, das meiste tat der Zufall. Aber der König meinte: „ce sont les fous qui comptent sur le hasard“ und betonte, „Erfahrung nicht allein, Nachdenken ist notwendig“. Er wußte wohl, „die erste disposition, nach welchem Ihr Eure attaquen gewählt haben werdet, wird den succes von Eurem Vornehmen facilitiren oder aber schwer machen“. Auch überzeugte sich der König bald, eine wie wichtige Rolle bei allem das Gelände spielte und das Handinhandarbeiten der Waffen. „So viele differente terrains so viele differente bataillen.“

*) Band I, Seite 101.

Man würde es der Truppe erleichtern — so kann man sich den weiteren Gedankengang vorstellen —, wenn man ihr einen gewissen Anhalt für die Form des Angriffs gäbe. Die Erfahrung lehrte nun, daß ja doch nur immer ein Flügel angriff. Es kam darauf an, dem Gegner einen Vorsprung im Aufmarsch abzugewinnen, ferner eine Form bei dem Flügelangriff zu finden, welche die starren Linien der Lineartaktik beweglicher machte, welche den Gegner möglichst lange über die Angriffsrichtung im unklaren ließ, um ihn dann in der Flanke fassen und vernichten zu können. Dabei mußte dem Feldherrn noch immer die Möglichkeit weiterer Einwirkung auf die Schlacht bleiben. Allen diesen Anforderungen entsprach die „ordre oblique“, die bekannte, vom König erfundene schräge Schlachtordnung, denn was man bis dahin von dieser gewußt, was man dafür gehalten, hatte mit der des Königs nichts zu tun. Neben Förderung der einzelnen Waffen in ihrer Taktik mußte diese also vor allem geübt werden.

Dazu gehörten außerordentlich gewandte Führer, vorzüglich geschulte und bewegliche Truppen, Führer, denen „ein halbes Wort“ genügte, um zu wissen, was der König wollte, Truppen, denen man im Frieden das Schwierigste zumuten mußte, damit sie im Kriege das Einfache mit voller Sicherheit ausführen konnten.

Es läßt sich beweisen, daß vom Könige schnell folgende Ausbildungsziele erkannt wurden:

1. Sicherheit der Waffen in ihrer formalen Taktik. Große Beweglichkeit, um schwierigen Anforderungen gewachsen zu sein.
2. Verständnisvolles Zusammenarbeiten der Waffen.
3. Sicherheit im Angriff, für dessen Anlage die ordre oblique einen gewissen Anhalt bot, unter steter Berücksichtigung des Geländes. In zweiter Linie dann natürlich auch Verteidigung.
4. Vor allem gründliche theoretische und praktische Schulung der Führer!

Das erstgenannte konnte man in den Garnisonen üben, die übrigen Ausbildungsziele waren nur durch Zusammenziehen der Truppen und Manöver, bei denen alle Waffen beteiligt waren, zu erreichen. Die letzten drei Punkte lagen dem König aber viel zu sehr am Herzen, als daß er die Ausbildung hierin jemand anderem überließ und sie nicht, soweit es angängig war, selbst in die Hand nahm.

Um die Anforderung an gute Manöver festzustellen, können wir vielleicht von unseren heutigen Manövern vorläufig absehen und zunächst die Definition eines unserer verdienstvollsten Militärschriftsteller zugrunde legen, nämlich diejenige des Generals v. Clausewitz. Clausewitz führt aus: „Im Kriege ist alles einfach, aber das Einfachste ist schwierig. Diese Schwierigkeiten häufen sich und bringen eine Friction hervor, die sich niemand richtig vorstellt, der den Krieg nicht gesehen hat.“

Buch I Kapitel 8 fährt er dann fort:

„Die Übungen des Friedens so einzurichten, daß ein Teil jener Friktionsgegenstände darin vorkommt, das Urtheil, die Umsicht, selbst die Entschlossenheit der Führer geübt werde, ist von viel größerem Wert als diejenigen glauben, welche den Gegenstand nicht aus Erfahrung kennen. Es ist unendlich wichtig, daß der Soldat, hoch oder niedrig, auf welcher Stufe er auch stehe, diejenigen Erscheinungen, die ihn beim erstenmal in Verwunderung und Berlegenheit setzen, nicht erst im Kriege zum erstenmal sehe; sind sie ihm früher nur ein einziges Mal vorgekommen, so ist er schon halb damit vertraut. Das bezieht sich selbst auf körperliche Anstrengungen.“

So Clausewitz. Das war für damals gültig und ist es heute noch vollkommen!

Zu großen genommen, können die Friktionen zweifacher Natur sein: Sie bestehen einmal in der Schwierigkeit, welche durch unbekannte Verhältnisse, vor allem durch unvorhergesehene Zufälle entsteht — das gilt namentlich für die Führer —, ferner darin, daß die an die Truppen herantretenden Forderungen nur mit starker körperlicher Anstrengung und großer Gewandtheit zu erfüllen sind.

War der König wirklich so tief in das Wesen der Sache eingedrungen?

Diente er in den von ihm abgehaltenen Manövern seinen Absichten, was die genannten Ausbildungsziele betraf und wurde doch auch noch jenen Clausewitzschen Vorbedingungen nutzbringender Friedensarbeit gerecht?

Entsprachen die Manöver des Königs jenen Ansprüchen, so werden sie ihrem Wesen nach auch dauernd viel Vorbildliches enthalten.

Zur Untersuchung sind heranzuziehen die unter dem König in den Jahren 1746 bis 1756 und 1763 bis 1786 abgehaltenen Manöver. Diese sind nicht so gleichartig, daß man sie in ihrer Gesamtheit betrachten kann. Mit Rücksicht auf verschiedene Gesichtspunkte, welche in Frage kommen, werden die Manöver am besten nach den genannten Zeitabschnitten durchgesprochen.

Die Manöver der ersten Jahre waren noch einfacher Natur. Nach des Königs eigenen Worten konnte man an neue Übungen noch nicht denken, erst mußte die alte Ordnung wieder gründlich in die Truppen hineingebracht werden. Unerfreuliche Zeiten, wie sie nach jedem Kriege eintreten, wo eben, wie der technische Ausdruck lautet, gehörig „gedrillt“ werden muß.

Später wuchsen die Anforderungen des Königs von Jahr zu Jahr.

Was geschah für die Taktik der Infanterie?

So sehr der König sein Fußvolk rühmte, er war sich wohlbewußt, daß die langen Infanterielinien, wie sie die Lineartaktik zeitigte, außerordentlich ungelent seien.

Er bestrebte sich bald, hierin Wandel zu schaffen.

Versuche waren schon 1743 in Potsdam gemacht worden. Zweierlei erschwerte dem Feldherrn vor allem die Bewegung der Truppen, man kannte

keinen Aufmarsch in unserem Sinne, in der Marschrichtung, und ferner keine Schwenkungen in großen Verbänden. Beides wurde, der Aufmarsch von 1752 ab in Form des Deploierens, eingeführt und geübt. Die fremden Armeen haben diesen Fortschritt nicht mitgemacht. Dabei behielt das Geradeausgehen in langen Linien natürlich seine Wichtigkeit.

Der Angriff in der Form der *ordre oblique*, welche auf verschiedene Weise hergestellt werden konnte, war im großen und ganzen Sache der Infanterie. Ich brauche nicht näher darauf einzugehen, wie die *ordre oblique* formiert wurde, auch nicht darauf, daß sie keineswegs schematisch angewandt, sondern stets den Verhältnissen angepaßt wurde, das sind ja alles wohlbekanntes Dinge. Für die oben erwähnten Übungen aber sowohl wie für das Üben der *ordre oblique* erschien es jedenfalls wünschenswert, daß man alles dies möglichst viele Truppen auf einmal ausführen ließ. Hierfür waren die großen Herbstmanöver außerordentlich geeignet und wurden auch gründlich dazu ausgenutzt. Charakteristisch ist, daß diesbezügliche Vorschriften gar nicht in die Reglements gekommen sind, sondern nur durch Anwendung bei den Spezial- sowie Generalrevuen, vor allem aber durch die Anwendung in den Manövern und die hierbei erfolgte Belehrung des Königs, alle neuen taktischen Formen und Bewegungen den Truppen bis zum Siebenjährigen Krieg vollkommen geläufig geworden waren. Die Gefahr, daß das Einüben der *ordre oblique* im Verhältnis zu den anderen notwendigen Übungen in den Manövern allzuviel Zeit beanspruchen würde, lag nahe. Doch ist dies vollkommen vermieden worden.

Wie stand es nun mit jenen von Clausewitz erwähnten Fraktionen? Vorgehen und Bewegungen in größeren Truppenmassen, Einexerzieren neuer taktischer Formen, das alles übten ja auch die fremden Armeen, wenn sie ihre Regimenter in den Übungslagern zusammengezogen hatten.

Der König erschwerte den Truppen die Übungen ganz bewußt und hat die höchsten Anforderungen an sie gestellt.

Abgesehen davon, daß Angriff, Rückzug, Verteidigung, Flußübergang und dergleichen im Manöver vorkam, wobei natürlich alle möglichen Formationsveränderungen verlangt werden mußten, brachte der König seine Infanterie absichtlich in schwieriges Gelände und hielt gerade hier auf strengste Ordnung.

Für die Lineartaktik waren Wälder, nasse Gräben und dergleichen besonders gefährlich, aber solche Hindernisse wurden aufgesucht.

Der König schreibt auf einen Bericht des Prinzen Moritz zurück: „So haben dieselben (Euer Liebden) mir zu melden, was es eigentlich vor Regimenten gewesen seyn, welche in dem Holze nicht nach Wunsch manövriert haben, damit solchen darunter annoch helfen könne.“ Dieses „helfen“ fiel aber unter Umständen sehr energisch aus, wie das sonst so

beliebte Bayreuth-Dräger-Regiment erfuhr, welchem nach einer schlechten Revue ein vierteljähriges Straferzieren auferlegt wurde.

In der Beschreibung der Herbstmanöver von 1751 bei Oslau wird erwähnt, daß sich in der Vormarschrichtung „einige nasse Grabens, das Dorf Poppelwitz, einiger Sumpf, auch etwas Wald befanden“. Aber Se. Königl. Majestät „wollte die Fertigkeit dero Infanterie, ein in solchen Umständen versehenes Terrain passieren und sich gleich wieder zu formieren, auf die Probe setzen“.

In diesem tatsächlich schwierigen Gelände, wo öfter abgebrochen werden mußte, wurde dann noch eine Achtelschwenkung ausgeführt! So finden sich mehrere Beispiele.

Aber nicht genug daran, zwang der König auch noch durch plötzliche Einlagen und Annahmen die Truppen zu besonders verwickelten Formationsveränderungen, so 1755 bei Tschirne und in demselben Jahr bei Spandau.

Ferner war der König sich der Schwierigkeiten, welche sich der Linear-taktik beim Angriffe auf Dörfer boten, wohl bewußt. Er hielt diesen für sehr gefährlich. Doch verhehlte er sich nicht, daß ihm der Gegner solches nicht ersparen würde und übte die Truppen in den Manövern im Angriff wie in der Verteidigung von Dörfern. Im Jahre 1755 hatte er hierzu bei Spandau ein ganzes Dorf mit 20 Häusern und einer Kirche bauen lassen.

Eine Hauptschwierigkeit bei der Gestaltung von kriegsvorbereitenden Manövern liegt damals, wie jetzt darin, daß man die Feuerwirkung so sehr schwer einschätzen kann. Hierin bringt jeder Krieg unliebsame Überraschungen, sei es, daß dieser Faktor in der taktischen Rechnung zu niedrig oder auch einmal zu hoch angesetzt ist.

Der König unterschätzte die Feuerwirkung, das tritt bei den Manövern klar zutage. Bis zum Siebenjährigen Kriege war er ja, wie bekannt, der Ansicht, daß man mit vielem Feuern nur Zeit verliere, die Hauptsache wäre bei einer so vorzüglichen Infanterie wie die seinige sei, schnell an den Feind heranzugehen.

Eine Instruktion von 1747 drückt das sehr drastisch aus: Man müsse in guter Ordnung und „während dem Chargiren“ auf den Feind zugehen, wenn aber dieser wider alles Vermuten standhalten sollte, „so müssen die Bataillons so attaquieren, wenn sie auf 20 oder wohl auch auf 10 Schritt vom Feinde sind, ihm eine starke Salve in die Nase geben und demselben sofort mit den Bajonetten in die Rippen sitzen“.

Wenn nun auch die Truppe nicht zum Feuergefecht erzogen wurde, so verlangte der König bei den Manövern doch dauernd außerordentlich schnelles Laden und größte Ordnung bei der Feuerabgabe.

Gerade durch Mißachtung der Feuerwirkung wurde die preußische Infanterie zu dem ihr so recht eigenen Offensivgeist erzogen; wenn insolgedessen

auch die Angriffe blutig wurden, so waren sie es, wie das Generalstabswert sagt, durch einen glorreichen Irrtum des Königs.

In gleich vorzüglicher Weise wurde die Kavallerie geschult.

Bei ihr handelte es sich zunächst um schnellen Aufmarsch, große Beweglichkeit und geschlossene, mit aller Wucht den Gegner treffende Attacken. Danach kam die heute noch im großen und ganzen bestehende Treffentaktik zur Durchbildung.

Die Kavallerie ist dauernd bei den Manövern in großen Massen und unter schwierigen Verhältnissen verwendet worden. Wie leistungsfähig sie auf Grund ihrer vortrefflichen Ausbildung war, ist ja allgemein bekannt. Des Königs Anforderungen an den Reiter wuchsen eben so, wie die an die Leistungsfähigkeit des Pferdes. Ließ doch der König bei einer Revue fünf Attacken hintereinander reiten.

Seine Ansprüche an Tempo erhöhten sich von Jahr zu Jahr bis an die Leistungsgrenzen, aber der König handelte hierin bei allen Übungen und Manövern vollkommen zielbewußt. Er hat den Grundsatz mehrfach ausgesprochen: „daß er lieber im Frieden eine Anzahl Reiter verlieren wolle, als daß er geschlagen werde und dabei 20 000 bis 30 000 Mann einbüße, weil er es während der langen Friedenszeit nicht verstanden habe 200 bis 300 Reiter zu verlieren.*) Die Manöver bieten der Reiterei durchaus verschiedene, teils unter schwierigen Verhältnissen zu lösende Aufgaben, die stets geeignet waren einzelne Regimenter in gewandtem Manövrieren, größere Massen in der Treffentaktik zu üben. Vorschriften wie Manöver haben jedenfalls die Kavallerie zu einer Waffe erzogen, die würdig „des offensivsten aller Feldherren“ war.

Daß die Artillerie nicht in dem ausgedehnten Maße Verwendung fand wie die anderen Waffen, lag zum Teil daran, daß im Frieden keine Besspannung für sie vorhanden war. Der König gab diese im Bedarfsfalle aus seinem Marstalle.

Doch gelangten im Jahre 1753 61 Geschütze zur Verwendung.

Unsere heutigen Grundsätze, Niederkämpfung der feindlichen Artillerie und Vorbereitung des Infanterieangriffs durch Artilleriefener kannte man damals auch und brachte sie bei den Manövern zum Ausdruck. In Wirklichkeit gelangte allerdings das Bestreben nach Niederkämpfung der feindlichen Artillerie aus mancherlei Gründen fast nie zur Durchführung.

Das verständnisvolle Zusammenwirken der Truppen ist ja in erster Linie Sache der Führer, doch bleibt auch Vorbedingung, daß sämtliche Unterführer mit der Taktik derjenigen Waffen, welchen sie nicht angehören, einigermaßen vertraut sind.

Vorteilhaft wird es jedenfalls sein, wenn die Mannschaften an den

*) v. Taysen, Die militärische Tätigkeit Friedrichs des Großen in seinen letzten Lebensjahren. S. 95.

Anblick und die Bewegungen der anderen Waffen gewöhnt sind, ihnen soviel als nur möglich Gelegenheit gegeben wird, mit oder gegen andere Waffen zu manövrieren.

Der König sah dies bald ein und ordnete das Erforderliche an.

Bei allen Generalrevuen wurde Infanterie und Kavallerie gemeinsam beschäftigt. Aber hierbei handelte es sich meist um Bewegungen, die genau vorgeschrieben auf Grund einer Disposition ausgeführt wurden. Ein Anpassen aber, oder eine Gegenmaßregel bei unvorhergesehenen Bewegungen der anderen Waffen wurde doch hauptsächlich erst in den Manövern notwendig und ist natürlich hierbei vielfach erforderlich geworden.

Was geschah nun zur Ausbildung der Führer?

Baron Jomini, der Adjutant Napoleons I., sagt vom Könige, wo es sich um seine Art die Armee zu formieren und zu marschieren handelt:*) „Dieser Mechanismus war das Werk jenes großen Mannes, er würde aber ohne das Genie, welches die Wirkung zu berechnen verstand, keine Schlachten gewonnen haben.“

Nach des Königs Tode dachte man darüber nicht so klar. Wie lange ist man doch der Überzeugung gewesen, daß die Schnelligkeit, die vorzügliche Schulung der Truppen, das arcanum Echelonsangriff schon allein den Sieg verbürgten, wobei man vergaß, daß gut geschulte Truppen nur derjenige zum Siege führt, welcher sie an der richtigen Stelle zu verwenden versteht. Führer und Führerausbildung fehlten! Der König dagegen war sich wohl bewußt, daß man gutgeschulter Führer nicht entraten könne. Vom ersten Augenblick an erkannte er, daß hier viel zu tun sei, und vom ersten Augenblick an erwog er die Mittel und Wege, welche zum Ziele führen könnten. Besonders geeignet erschien ihm einmal der Entwurf eines taktischen Lehrbuches, welches damals vollkommen mangelte, alsdann aber Manöver, gelegentlich welcher er die Führer in seine Ansichten einweihen und später beobachten konnte, ob die Führer Fortschritte machten. Hierfür konnten die Manöver ein ideales Mittel sein und der König hat es verstanden, sie durchaus dazu zu gestalten.

Seine Meinungen hatte der König in mehreren Instruktionen den Generalen auseinandergesetzt. Der Niederschlag seiner sämtlichen Erfahrungen der ersten Jahre seines genialen Denkens über taktische Fragen ist erst 1753 in Form der Generalprinzipien vom Kriege in die Hände der höheren Truppenführer gelangt.

Der König stand vor derselben Aufgabe, wie sie später Scharnhorst von neuem bei seinem großen Reformwerke zu lösen hatte. Es handelt sich darum, wie letzterer sagt: „Intellekt und Erfindungsgabe der Führer zu heben.“

Gerade vom „Herkömmlichen“ in vieler Hinsicht abzuweichen war Friedrich der Große entschlossen, und da versagten zunächst die Führer.

*) Baron Jomini, Abhandlung über große militärische Operationen 1811.

Es waren, wie schon erwähnt, zum größten Teil kriegserprobte Helden, welche mehrere Feldzüge mitgemacht hatten, aber die Erfahrungen der letzten europäischen Kriege, welche letztere ganz im alten Stil verlaufen waren, konnten den Blick für neue Möglichkeiten nicht weitem.

Die Haupttugend, welche in jenen Kriegen bei den Führern entwickelt wurde, war und blieb eben, im weiteren Verlauf des Gefechts die Schwäche des Gegners zu erkennen und sie gewandt auszunutzen. Gewiß eine sehr schätzenswerte und notwendige Fähigkeit. Aber die „Erfindungsgabe“ mußte sich auch darin zeigen, daß man vor der Schlacht Mittel und Wege fand, sich eines Vorteils vor dem Feinde zu versichern. Die Führer mußten zunächst in große Verhältnisse gebracht werden, um einen weiten Blick zu bekommen, wozu die Manöver vorzügliche Gelegenheit boten. Hier konnte man sie dann vor schwierige Entschlüsse stellen.

Der gute Entschluß auf dem Schlachtfeld wird wegen der Schnelligkeit, mit der er gefaßt werden muß, meist dem gesunden Instinkt entspringen müssen, das Gedächtnis wird jedenfalls oft nicht zu Rate gezogen werden können. Ein gesunder Instinkt wird aber durch gründliche vorhergehende fachwissenschaftliche Kopfarbeit bei sonst günstigen Anlagen gefördert. So verlangte der König, daß die Führer alle Vorschriften gründlich in sich aufgenommen hatten, sowohl die Reglements — „Das Reglement vor die Armee, als welches eigentlich der Katechismus Meiner Offiziere ist“ — als auch seine übrigen theoretischen Schriften. Wir sehen zum Beispiel bei vielen Herbstmanövern vom Jahre 1753 ab Fälle, wie sie in der „Generalprinzipia“ abgehandelt waren, als allgemeine Kriegslagen den Übungen zu Grunde gelegt. Natürlich ist da genaue Vorkenntnis der in Frage kommenden Schrift gefordert worden.

War genügende theoretische Vorbildung vorhanden, dann mußte Entschlußfähigkeit gefördert werden. Wie der König hierin zu fördern verstand, geht schon aus den Fortschritten hervor, welche die Führer bis zum Zweiten Schlesiischen Kriege gemacht hatten.

Der König hob die Entschlußfähigkeit auf jede Weise. Er stellte zunächst den Grundsatz auf: „Glaubt nur, daß es besser sey, eine üble resolution zu fassen und solche auf der Stelle zu executiren als gar keine resolution zu nehmen.“

Der gefährlichste Feind der Entschlußfreudigkeit kann ja die Kritik sein. Aber auch hiermit hat der König bei den Manövern nur aneifernd gewirkt und zwar schon bei den Unterführern, was gewiß günstigen Einfluß haben mußte.

Kaltenborn erzählt:

„Von dem Augenblick an, wo der König seine Truppen manövrieren ließ, behandelte er sie wie in der Stunde der Schlacht und war zufrieden, wenn nur die Hauptsachen gut ausgeführt wurden.“

Ferner:

„Wo er eine Verwirrung entstehen sah, half er sie mit der größten Ruhe, wenn es noch möglich war, in Ordnung bringen und sprach den Fehlenden selbst Mut ein.“

Auch von den Unterführern wurde verlangt, daß sie sich nicht um Kleinigkeiten kümmern sollten. Zwei sehr bezeichnende diesbezügliche Parolebefehle lauten:

„Es ist eine Hauptregel, daß, je weniger die Stabsoffiziere und die Generale dabei lärmten täten, um so besser ginge es.“

Ferner:

„Seine Majestät haben befohlen, daß die Pelotonskommandeure sich nicht mit Kleinigkeiten abgeben, weil solches in den Regimentern gewiesen werden müsse und zu diesem beim Manövrieren keine Zeit sei.“

Die Kritiken, welche der König mit leiser freundlicher Stimme sprach, sind mehrfach begeistert geschildert worden.

Wie erfrischend muß das im Kavallerie-Exerzierreglement dem Chef gegenüber ausgesprochene Verlangen gewirkt haben, sein Regiment „wichtig zu machen wie er es gut findet“, womit gesagt war: erlaubt ist, was zum Zwecke führt.

Für die höheren Führer konnte auf selbständiges Handeln nicht besser hingewiesen werden, als mit den berühmten Worten:

„In Summa, darum heißen sie Generale, damit, wenn sie eine Sache gut überlegt haben, sie solche auf ihre Hörner nehmen, denn der Chef kann nicht überall gegenwärtig sein.“

Nach dem Wesen der Lineartaktik boten schon die Manöver gegen den markierten Feind genug Gelegenheit zu selbständigen Entschlüssen, für die Treffensführer in erster Linie, aber auch für die anderen. Es wird das am besten aus dem Verlauf eines noch zu schildernden Manövers hervorgehen.

Zum Beginn der großen Manöver in einer Partei wurde der Gegner zunächst noch durch Flaggen dargestellt, so 1753; 1754 und 1755 aber tritt das Bedürfnis des Königs, wirkliche Truppen als Feind auftreten zu lassen, hervor. In diesen Jahren wurden hierzu gewöhnlich mehrere Bataillone und Eskadrons verwendet, was den Wert der Übungen entschieden bedeutend hob.

Am wesentlichsten aber mußte die Ausbildung der Führer durch die Manöver in zwei Parteien mit voller Entschlußfreiheit gefördert werden, welche bald nach dem Zweiten Schlesischen Kriege eingeführt wurden. Ein derartiger Versuch hatte zwar auch einmal in der österreichischen Armee stattgefunden, aber die dabei zutage getretenen Fälle grober Indisziplin ließen eine Fortsetzung des Versuchs nicht angezeigt erscheinen.

So ist denn dieses einzig wahre Mittel zu kriegsmäßiger Ausbildung nur in der preussischen Armee angewendet worden. Hier ist die für die Führerausbildung so notwendige Friktion geschaffen, das heißt, die Führer

treten Unvorhergesehenem entgegen, kurze Entschlüsse werden nötig, die große Anzahl der Truppen erschwert die Führung.

Die Kriegslagen waren ganz einfach und die Detachements wurden nach den damaligen Verhältnissen mit Recht als selbständig angenommen.

Die Führer hatten ihre Absichten, oder wie der damalige Ausdruck lautete, ihre Disposition, dem König am Tage vorher einzureichen.

Trotz aller Einfachheit waren aber die Kriegslagen, welche gegeben wurden, ganz verschieden, ein weiterer Grund, um diese so vorzügliche Ausbildung zu bewundern.

Sobald der König selbst führte, machte er seine Disposition am Tage vorher bekannt, das heißt, er ließ sie vorlesen und erklärte sie dann. Wenigstens im Jahre 1754 heißt es ausdrücklich, daß der König keine schriftlichen Dispositionen ausgab. So mußte sie jeder auswendig behalten, eine gute Übung für schnelles Auffassen der Lage. Eine gewisse Kürze war allerdings hierzu wohl Vorbedingung.

Wie aber das Manöver weiterhin verlief, war damit durchaus nicht vollkommen festgelegt.

Es gab manchenmal ein gehöriges Durcheinander. So hören wir vom 3. September 1753, daß es auf dem rechten Flügel „sehr konfuse“ zugeht, allerdings durch Versehen eines Adjutanten, der dafür in Arrest kam.

Am 7. September desselben Jahres hatten die Generale den König nicht verstanden, dadurch kamen in einem Grunde 14 Bataillone unter- und hintereinander.

Wie sah es etwa 45 Jahre später aus, nur 12 Jahre nach dem Tode des großen Königs?

Die Disposition für eines der Frühjahrsmanöver im Jahre 1798 war zehn geschriebene Seiten lang!*)

Clausewitz sagt mit bezug auf die Manöver jener Zeit im allgemeinen: „Am schmerzlichsten fiel mir auf, daß diese lange vorher einstudierten, viel besprochenen, genau vorgeschriebenen, an Ort und Stelle gezeigten Spiegelfechtereien von den ausgezeichnetsten Männern des Heeres, wie Möllendorf und Röchel waren, mit einem das ganze Leben absorbierenden Ernst, mit einer an Schwäche grenzenden Lebhaftigkeit betrieben wurden.“

Wie konnten damit Führer herangebildet werden, welche die Fiktionen des Krieges zu überwinden wußten, welche dem Unvorhergesehenen mit frischem Wagemut gegenübertraten?

Was war da noch von dem Geiste, welcher die Manöver Friedrichs befehlt hatte, übrig?

Wie steht dagegen ein Manöver, wie das vom 5. September 1753, eines der interessantesten, welches wir kennen, ab! (Siehe Anlage 1.) Nichts von Schema!

*) Frhr. v. der Goltz, Kofsbach und Jena, S. 269.

Immer theoretisch wie praktisch wird der Grundsatz ausgesprochen, die Maßnahmen richten sich nach dem Feind, nach dem Gelände! Die Waffen müssen sich gegenseitig unterstützen!

Da kommen Manöver vor, wo von der sonst gerühmten *ordre oblique* kein Gebrauch gemacht werden kann, wo die Aufgabe am besten dadurch gelöst wird, daß man das Zentrum, die stärkste Stelle des Feindes, anstatt den Flügel angreift. In einem anderen Manöver wird mit dem ersten Treffen angegriffen, mit dem ganzen zweiten umfaßt.

Eine Verfolgung größeren Stils ist ebenfalls geübt worden, da der König sich wohl bewußt war, daß ein Sieg, der nicht durch Verfolgung ausgenützt würde, unnützes Blutvergießen war, wenn er auch die großen Schwierigkeiten nicht verkannte, welche sich damals der Verfolgung boten.

In einem weiteren Manöver ist der Gegenstoß bei der Verteidigung gefordert.

Alles, was im Kriege wohl vorkommen konnte, kam auch in diesen Manövern vor, so Deckung oder Angriff einer Fouragierung, für damalige Zeiten sehr wichtig.

Wie interessant und lehrreich gestaltete der König ein Festungsmanöver im Jahre 1752. Ich folge der Darstellung, welche Herr Oberstleutnant v. Duvernoy vor einiger Zeit hiervon gegeben hat.*)

Von Oberst v. Balby hatte der König ein Polygon, eine Festungsfront, welche aus zwei Bastionen und einem Ravelin bestand, in verjüngtem Maßstabe herstellen lassen.

Er wollte den Offizieren einen klaren Begriff von den verschiedenen, bei der förmlichen Belagerung eines Platzes vorkommenden Operationen verschaffen.

Der König erklärte alles selbst, die Maßnahmen des Angreifers und Verteidigers, weist auch gleich nach, wie er ja alles sofort auf den Krieg bezog, welche Fehler die Kommandanten in den letzten Feldzügen gemacht hätten.

Es wurden der Belehrung halber alle Arbeiten, die man sonst in die Nacht verlegt, am Tage ausgeführt.

Nachdem Sicherungen vorgeschoben worden waren, legte man die Batterien an. Die Übung gestaltete sich nun dadurch besonders interessant, daß die Werke zunächst nicht besetzt waren und scharf beschossen wurden, um die Wirkung der Geschütze festzustellen, welche im übrigen gut war.

Es wurde die erste Parallele ausgehoben.

Der Angriff nahm seinen weiteren Verlauf mit dem Eröffnen neuer Batterien und Ausheben der zweiten Parallele.

*) Vgl. Militär-Wochenblatt 1901, Beilage 2 und die dort gegebene Skizze.

Der König ließ dann das Feuer einstellen, die Werke mit sieben Bataillonen besetzen und befahl einen Ausfall von fünf Bataillonen, den er selbst leitete. Der Angreifer wurde auf die erste Parallele zurückgeworfen.

Am anderen Tage wurde wieder scharf geschossen und zwar namentlich aus den inzwischen angelegten Rifschett-Batterien gegen die Facen der beiden Bastione und des Ravelins, wiederum mit guter Wirkung.

Ein abermaliger Ausfall wurde durch 20 Unteroffiziere markiert. Zur Abwehr mußte der Angreifer aus der Parallele herausspringen und den Ausfalltruppen entgegengehen.

Mit drei Sappen wurde weiter vorgegangen. Durch Verbindung deren Spitze entstand die dritte Parallele.

Das Glacis wurde erreicht und im auspringenden Winkel des gedeckten Weges vor dem Ravelin Tranchée-Kavaliere angelegt, um den Feind gänzlich aus dem gedeckten Weg zu treiben.

Inzwischen nahm man aber an, daß die Sappen noch nicht ausgeführt seien und unternahm ohne diese einen Sturm auf den gedeckten Weg, der aber abgeschlagen wurde.

Nachdem das Couronnement sowie Breschbatterien ausgeführt waren, stellte man Grabenübergang und Niedergang her.

Der König nahm hierbei Gelegenheit zu betonen, nicht eher dürfte der Kommandant unterhandeln, als bis der Grabenniedergang fertiggestellt, die Bresche gangbar gemacht sei, dann aber wäre er dazu berechtigt.

Am siebenten Tage wurde der Sturm ausgeführt.

Weiterhin sprach sich der König über Kapitulationsbedingungen aus.

Bei dieser ganz gedrängten Schilderung sind noch viele kleinere, lehrreiche Episoden weggelassen, aber man kann sich denken, daß der König seine Absicht, die er überall betonte und mit allen Mitteln durchzusetzen versuchte: nämlich das Interesse und Verständnis der Offiziere für den Festungsdienst zu heben, wohl am besten durch solche Manöver zu erreichen vermocht hat.

Mit der geschilderten Übung war der König so zufrieden, daß er Balby eine jährliche Zulage von 500 Talern, Dieskau den Orden pour le mérite verlieh.

Solche Festungsmanöver fanden mehrere statt, wobei einige neue Anforderungen des Königs denjenigen unseres neuesten Reglements entsprechen; einmal sollte der Angreifer, abgesehen von dem Fortgang der förmlichen Belagerung, immer den Verteidiger durch dauernde Unternehmungen in Atem halten, dann aber stets den Versuch im Auge behalten, die Festung noch kurzer Hand zu nehmen, anderseits soll der Verteidiger nur in entscheidenden Augenblicken große Ausfälle machen, im übrigen aber den Angreifer dauernd beunruhigen.

Diese Manöver, wie auch die anderen haben nachweisbar einen regen Gedankenaustausch in der Armee veranlaßt!

Aber mit dem bisher berührten ist der ganze Wert der Manöver noch immer nicht erschöpft. Wenn auch in ihnen nur das geübt wurde, was notwendig zur Vorbereitung zum Kriege gehört, so hat es doch der König für vorteilhaft gehalten, auch gelegentlich eine taktische Form auszuprobieren, die er schließlich nicht im Kriege verwendete, oder andere Versuche anzustellen.

Die Kolonne, welche erst später in der napoleonischen Zeit zur Durchbildung gelangte, war ja dem König bekanntlich nicht ganz fremd. Wir sehen einen Versuch der Anwendung der sogen. „durchbrechenden Kolonne“ in der Zeit von 1754 bis 1756. Während im Anfang deren Tete im vorderen Treffen stand, sollte sie später durch eine Lücke des vorderen Treffens in den bereits zum Wanken gebrachten Gegner einbrechen.

Aber der König hat wohl nicht die Überzeugung gewinnen können, daß diese taktische Form viel Erfolg verspreche, sie ist im Kriege nicht verwendet worden.

Außer diesem ließen sich auch noch andere Versuche nachweisen.

All die großen Leistungen und Fortschritte in den Manövern jener Zeit haben den Anschein des Einfachen, — allerdings ja den Stempel des Genialen —, aber auch in der Art, als ob alles so hätte kommen müssen, als ob keine Klippe zu vermeiden, nur Neues zu erfinden und durchzuführen gewesen wäre. Und doch konnte man damals in dieselben Fehler verfallen, welche heute noch begangen werden können. In den Manövern allerdings hätten sie dann zutage treten müssen.

Was wollen für die Durchbildung einer Armee schließlich zehn Jahre sagen, will man sie in dieser Zeit zu neuen taktischen Grundsätzen erziehen, selbst wenn die Vorbildung eine so vorzügliche, wie diejenige ist, welche die preussische Armee unter König Friedrich Wilhelm I. genossen hatte. Mehrfaches Schwanken in den Ansichten, Übereilung bei Einführungen würden sich schwer rächen, daraus entspringende Schäden jedenfalls in den Manövern bemerkbar sein.

Ein Schwanken in taktischen Ansichten konnte aber wohl bei der Unsicherheit der damaligen Zeit in letzterer Hinsicht durch kriegswissenschaftliche Studien entstehen, wie sie der König stets eifrig betrieben hatte und deren er sich auch weiterhin befleißigte. Bei aller genauen Kenntnis der Kriegsgeschichte tritt nun in den Manövern nur ein einziger Fall hervor, wo diese sich direkt mit der Praxis berührt, nämlich im Manöver vom 28. August 1754. An diesem Tage wurde das Manöver ausgeführt „als eine Vorstellung der bei Höchstädt zwischen dem französischen General Tallard und die englischen und kaiserlichen Generals Marlborough und Prinz Eugen vorgefallenen bataille“.

Im übrigen aber ist in den Manövern, trotzdem wohl dem König bei seiner kriegswissenschaftlichen Lektüre manches Neue vorkam, was der

Beachtung wert war, nach Grundsätzen gearbeitet worden, die sich vervollkommneten, aber nicht schwankten.

Gerade vom König kann man lernen, wie notwendig Studien sind, wie man aber nur das in die Praxis mitnehmen darf, wovon man nach reiflicher Überlegung überzeugt ist, daß es noch Verwendung finden muß.

Clausenwitz sagt:

„Wenn ein Sachverständiger ein halbes Leben darauf verwendet, einen dunklen Gegenstand aufzuklären, so wird er weiter kommen, als derjenige, welcher in kurzer Zeit damit vertraut sein will. Das also nicht jeder von neuem aufräumen und sich durcharbeiten brauche, sondern die Sache geordnet und gelichtet finde, dazu ist die Theorie da.“

Die Gefahr der Übereilung lag besonders nahe. Dem König, welcher stets mit einem baldigen Kriege rechnete, entging kein Fortschritt bei den fremden Armeen. Die Österreicher hatten ihre Artillerie bedeutend vermehrt und verbessert. Der König prüfte dauernd die Versuche mit neuem Artilleriematerial, doch hat er sich nicht zu unverhältnismäßigen Anschaffungen, zur übereilten Bevorzugung und Einführung eines Geschützmaterials verführen lassen, wie wir das im Gegensatz zu Deutschland in neuester Zeit bei einem anderen Großstaate haben beobachten können. In den Manövern tritt lediglich das Bedürfnis hervor, immer mehr und mehr Geschütze zu verwenden.

Ebenso wenig haben ihn die Unbequemlichkeiten, welche die leichten Truppen der Österreicher verursachten, dazu gebracht, ebenfalls leichte Truppen in einem Umfang aufzustellen und auszubilden, der nicht im Verhältnis zu den für die ganze Armee verfügbaren Mitteln stand. Die Husareneskadrons, welche vermehrt worden waren, fanden in den Manövern auf Grund ihres Reglements eine Verwendung, welche der leichten österreichischen Reiterei gegenüber Erfolg versprach.

Der König behielt alles im Auge, ruhig erwägend, hat er gebessert, wo es notwendig war, aber in genau erkannten und innegehaltenen Grenzen.

Schließlich konnte der König in den Fehler der Überschätzung nationaler Fähigkeiten und Eigentümlichkeiten verfallen. Das scharf ausgeprägte Nationalgefühl hat sich ja besonders stark, hauptsächlich erst nach der napoleonischen Zeit entwickelt. Nationale Eigentümlichkeiten, welche der Berücksichtigung wert waren, hat es aber damals wie heute gegeben. Der König erkannte und berücksichtigte dies. Eine besondere Taktik jedoch darauf aufzubauen, lag ihm fern. Die Hauptsache blieb ihm, in der denkbar günstigsten Form die Truppen an den Feind zu bringen, während das neueste französische Reglement z. B. noch dem Grundsatz huldigt, daß man eine den nationalen Eigentümlichkeiten entsprechende Angriffsform bevorzugen müsse, welche es im Gegensatz zu der sogen. Burentaktik mehr in der Anwendung

der Sturmkolonne sieht, wenn natürlich auch im übrigen die Wichtigkeit des Feuertreffens nicht verkannt wird. *)

Der große König wußte, seine Truppen griffen gut an und so lehrte er sie in den Manövern, die beste Art anzugreifen.

Ein anderes ist es um die Führung im allgemeinen, wie General der Infanterie Frhr. v. der Goltz schreibt: „Man sage mir, was man wolle, jede Armee will auf ihre Art geführt werden.“

Gerade das verstand der König, seine Armee zu führen.

Dafür war es gewiß von der größten Bedeutung, daß die Truppen durch die Manöver so oft in enge Fühlung mit ihrem König kamen.

Die Truppen kannten seine Art. Sie liebten den König schon im Frieden und er verstand es so gut mit ihnen zu sprechen und umzugehen, trotz aller Strenge.

Wenn wir in einigen uns erhaltenen Briefen des damaligen Leutnants v. Hülsen an seine Braut mehrfach Wendungen lesen wie: „Der König kommt zur Revue, Gott wende sein Herz!“ so macht ja das einen etwas verängstigten Eindruck, und wir wissen auch aus sonstigen Quellen, daß zu diesen Zeiten manches Herz bange schlug.

In den Manövern ist vieles, was dem König mißfiel, vollständig von neuem gemacht und für Unaufmerksamkeit manch eine Arreststrafe verhängt worden. Aber Strenge war gewiß am Platze und ein Genie findet immer die richtigen Mittel, um zu seinem Zweck zu gelangen, vor allem ein so großer Menschenkenner wie der König.

Als der Krieg ausbrach, verstand er seine Truppen zu begeistern und in den schwersten Zeiten ihnen den Mut zu erhalten, in psychologischer Hinsicht die ideale Tätigkeit des Feldherrn.

Eine schönere Probe auf diese Friedensausbildung wie Leuthen kann man sich nicht denken. Die meisterhafte Anlage der Schlacht und die Ausführung in der *ordre oblique*, wie auf dem Manöverfeld!

Wie nimmt sich dagegen Entschluß und Ausführung der verbündeten Armeen bei Austerlitz aus, wo man sich ebenfalls entschloß, den einen feindlichen Flügel anzugreifen.

Der König hatte ja allerdings stets gewarnt, man müsse mit dem Feldherrn rechnen, welchen man vor sich habe, wenn er auch nicht so weit wie Scharnhorst ging, der später in den Manövern die Charakteranlagen des Feldherrn supponierte.

Napoleon ließ unter seinen Augen nicht Manöver gegen sich ausführen, deren Absicht klar zutage trat und welche noch dazu langsam und ohne

*) Vierteljahrshefte für Truppenführung und Heereskunde, II. 1905. 2. Heft S. 299.

Energie vor sich gingen, wie bei den Verbündeten. Er stieß zu wie er sagt: „L'ennemie a été pris en flagrant délit pendant qu'il manoeuvrait.“*)

Die Zustände nach dem Siebenjährigen Kriege sind bekannt. Für den König handelte es sich in erster Linie darum, die seinem Lande geschlagenen Wunden zu heilen, gegen diese Rücksicht mußte auch die Armee zurückstehen. Beinahe 38 000 Landesfinder, welche sich bei den Fahnen befanden, wurden entlassen, um ihren früheren Beschäftigungen nachgehen zu können. Die Anzahl der Mannschaften, welche in den Kantons ausgehoben werden durften, wurde eingeschränkt.

Wir wissen aus den eigenen Schilderungen des Königs in der *Histoire de mon temps*, daß ungefähr bis zum Jahre 1770 mit aller Anstrengung allein dahin gearbeitet werden mußte, die Armee auf den Grad der Ausbildung zu bringen, den sie früher besessen hatte. Es kam dem König auf genaue, sorgfältige Arbeit an, es mußte erst wieder Gleichmäßigkeit bei allen Teilen der Armee erreicht werden.

Die ungewöhnlich hohen Ansprüche, welche jetzt die Regierung an den König stellte, ließen es nicht zu, daß er sich dem Heere in dem Maße wie vordem widmen konnte. Diesen Umständen entsprang die Einrichtung der Inspektionen.

Eine sehr einschneidende Maßregel und die Quelle vieler Unzuträglichkeiten! Der König, der gelegentlich geäußert hatte, wenn er jemanden wüßte, der die Fähigkeiten des Prinzen Eugen hätte, und wenn er ein Fähnrich wär, er würde ihn zum General machen, hielt sich auch bei Ernennung der Inspektoren nicht an die Anciennität. So kam es denn zu Szenen wie der folgenden:

Zieten mußte sein Regiment einem Inspekteur vorerzieren, welcher jünger war als er. Dieser mochte dem alten Helden gegenüber etwas verlegen sein und entschuldigte sich sozusagen, daß er ihn besichtigen müsse. Aber der alte Zieten fuhr ihn an: „Zum Teufel, Herr, glaubt Er, ich weiß nicht wer Er ist und wer ich bin? Er steht hier im Namen des Königs und deshalb exerziere ich Ihm mein Regiment vor.“ Auf einen diesbezüglichen Bericht befahl dann der König, daß Zieten sein Regiment überhaupt nicht mehr vorzuexerzieren brauchte.

Aber das schlimmste war, des Königs Genie wirkte nicht mehr ganz so unmittelbar auf die Ausbildung. Er war seiner Zeit zu weit voraus und einem Genie tun auch die Besten der Zeit nicht genüge! Der Einfluß der Inspektoren war naturgemäß ein großer und ihren Ansichten verhalf zum Nachdruck, daß sie einen wesentlichen Einfluß auf das Avancement hatten. Von ihnen ist dann zum Teil jene Überkünstlung der schon an sich künstlichen Lineartaktik ausgegangen, welche später so verhängnisvoll wurde. Doch haben

*) Studien zur Kriegsgeschichte und Taktik, III; Der Schlachterfolg, S. 27.

wir es ja dem Thema nach nur mit den Manövern zu tun, welche der König selbst leitete und nicht damit, was andere aus der genialen Schöpfung des Königs machten.

Manche taktischen Ansichten änderte der Krieg. Die Feuervorbereitung durch Infanterie und Artillerie war in ihrer Wichtigkeit erkannt. Ferner auch die Notwendigkeit, die Artillerie beweglicher zu machen. Alles dies kommt in den Manövern zum Ausdruck.

Die Truppen wurden bei den Manövern gleich gut und kriegsmäßig ausgebildet.

Hören wir den König doch mahnen: „wer chargirt, kann nicht ziehen, noch weniger manöveriren“, und die Gleichmäßigkeit des Angriffs, welche man damals schon beobachten wollte, und welche später in Gestalt des berühmten Schelonangriffs ganz zum Schema wurde, in den unter dem König abgehaltenen Manövern ist sie nicht nachzuweisen.

Die Kavallerie, welche im Kriege lange nicht so gelitten hatte, blieb vorzüglich, der Artillerie wurde das weitgehendste Interesse entgegengebracht, die Verwendung der reitenden Artillerie — der eigensten Schöpfung des Königs — war für damalige Verhältnisse mustergültig.

Die Formen der Lineartaktik ließen sich ja leider nicht vereinfachen, sie müssen uns höchst künstlich erscheinen, die Schuld daran lag aber damals wenigstens nicht an der Ausbildung, sondern im Wesen jener Taktik.

Wie stand es mit der Ausbildung der Führer?

Hören wir doch im bayerischen Erbfolgekriege den Prinzen Heinrich plötzlich klagen:

„Keine Köpfe mehr! In dieser Beziehung sind wir äußerst heruntergekommen!“

War das berechtigt, so hatten die Manöver ihre Schuldigkeit nicht mehr getan!

Werfen wir einen Blick in die Schöningsche Übersicht über die Generale jener Zeit, so hat der große König nach dem Siebenjährigen Kriege noch 184 Generale ernannt. Die waren doch wirklich aus seiner alten Schule hervorgegangen. Ihr Dienst Eintritt ist ja ungefähr um das Jahr 1740 herum anzunehmen. An Kriegserfahrung konnte es da doch nicht mangeln.

Jedenfalls wird man überzeugt sein, daß diejenigen tüchtig waren, welche der König dafür hielt und über eine ganze Anzahl hat er seine Meinung im militärischen Testament von 1768 ausgesprochen.*) Es sind hier folgende beurteilt (das Urteil ist nur auszugsweise angegeben): Prinz Heinrich, der Erste von allen, um eine Armee zu kommandieren, Anhalt zum Metier geboren, Ramin bewundernswert, Wunsch hat viel Talent, Moellendorf wird gut, Lestwitz prächtig, Wolffersdorf wird gute Dienste leisten, Tauenzien

*) Kapitel „Von denen Offizieren“.

prächtig, Oberst Rottfisch und Koschenbahr werden gute Generale werden; desgleichen werden noch ebensogut beurteilt Seydlitz, Krusiemar, Dalwig, Bülow, Manstein, Hoyerbeck, Reichenstein und andere mehr, im ganzen 20, von denen bis zum bayerischen Erbfolgekrieg erst sieben gestorben waren, während andere aber sich nach 1768 gewiß gut qualifiziert haben, denn sie standen später in hohem Ansehen.

Und der König verlangte von seinen Führern viel, beförderte diesen und jenen, enthielt ihm aber zugleich seine ungnädige Gesinnung nicht vor. So z. B. schrieb er dem Oberst v. Wuthenow:

„Ihr werdet Euch bescheiden, daß vieljährige Dienste für sich nichts Verdienstliches haben. Lange Dienste verdanke ich daher niemandem, so sehr ich auch diese Dienste schätze und erkenne.“

Ferner an den zum Generalleutnant beförderten Generalmajor v. Erlach:

„Da ich resolviert habe, bei der Armee einige Generalleutnants von der Infanterie zu ernennen, so hat die Tour Euch mitgetroffen und Ihr seid ebenfalls dazu mitavanciert. Welches Ich Euch hiermit habe bekanntmachen, dabei aber zu erkennen geben wollen, daß Ihr bloß so im Zorne Gottes Generalleutnant geworden seid, aber keineswegs Eurer Verdienste halber oder wegen eines in Euch gesetzten besonderen Vertrauens.“

Was geschah zur Ausbildung der Führer?

Aus den schon bei Besprechung der letzten Manöver dargetanen Gründen muß auch hier zunächst auf die theoretische Belehrung eingegangen werden, welche die Führer genossen. Im Jahre 1771 legte der König seine Kriegserfahrungen in der Schrift „Grundsätze der Lagerkunst und Taktik“ nieder.

Auch diese vorzügliche Vorschrift schließt mit dem Hinweis, daß hier nur kurzgefaßte Hauptregeln gegeben wären, im übrigen aber selbständiges Nachdenken notwendig sei.

„Hierbei muß es aber nicht allein bleiben, man muß sich auch nach Anweisung derselben auf dem Felde üben.“

Der Krieg hatte den König von neuem überzeugt, wieviel darauf ankomme, daß auch die Unterführer gründlich durchgebildet seien, namentlich die Bataillonskommandeure, an welche er hohe Anforderungen stellte. Er sagt selbst: „Ihr wißt wohl, mit die Kommandeure der Bataillons verstehe ich keinen Scherz.“

Für diese nun schrieb er eine Instruktion, welche 1773 fertiggestellt ist.*)

Ein Bataillonskommandeur müsse sich so tüchtig zeigen, daß man sage: „Dieser Mann besitzt die Eigenschaften eines Generals, schade, daß er es noch nicht ist.“

*) „Regeln, nach denen ein guter Kommandeur eines Bataillons zur Zeit des Krieges handeln soll.“

Zum Schluß wird in dieser Schrift empfohlen, sich selbst Aufgaben zu stellen, sich in der Geländebeurteilung zu üben, selbst beim Spaziergehen. Auch solle man gründlich über alle Vorkommnisse des letzten Krieges nachdenken.

1777 ist dann noch für die Quartiermeister, die damaligen Generalstabsoffiziere, eine Schrift „Über die Märsche einer Armee“ ausgearbeitet worden. In dem letzten Kapitel „Über die Talente, welche ein Quartiermeister haben muß“, legt der König ebenfalls allen ans Herz, stets das Gelände genau zu studieren. Ferner sagt er:

„Der Fehler, durch welchen die Menschen am häufigsten sündigen, ist: sich mit allgemeinen Ansichten begnügen und sich nicht zu befeißigen, über diejenigen Dinge, für welche man zu sorgen hat, sich ein klares Urtheil zu bilden.“

Durch alle drei Instruktionen klingt derselbe Ton.

Hier sind Hauptgrundsätze aufgestellt. Man muß sie beherrschen. Sie nützen aber nichts, wenn man nicht darüber nachdenkt und sie nicht im Gelände in die Wirklichkeit überträgt!

Waren die theoretischen Lehren ganz auf den Krieg gerichtet, so waren es nicht weniger die Manöver, in welchen jene zunächst Anwendung finden sollten.

Vom Kriege ab finden alle Manöver in zwei Parteien statt, gegen den markierten Feind wird überhaupt nicht mehr manövriert.

In den hier in Betracht kommenden Potsdamer Herbstmanövern wurden aus den verfügbaren 19 Bataillonen 38 formiert, um die Verhältnisse größer, die Führung schwieriger zu gestalten.

Zwei Arten von Gefecht, welche in erster Linie hohe Anforderungen an die Führer stellten, sind durch die Kriegslage öfter gefordert: Arrieregandengefechte und Begegnungsgefechte. Letztere sind vor dem Kriege überhaupt nicht geübt, wie denn als eigentliches Begegnungsgefecht im Kriege wohl auch nur Liegnitz angesehen werden kann.

Am 22. September 1768 z. B. handelte es sich nach der Kriegslage darum, welches der beiden Korps sich zuerst in Besitz der Redlitzer Brücke setzt, „weil beide in gleicher Distanz entfernt stehen, also die Absicht ist, den Marsch abzugewinnen“, so der Wortlaut.

In der Beschreibung steht ausdrücklich:

„... und überließen Se. Majestät dem Generalleutnant v. Ramin, was er für gut befinden würde, entweder hurtiger zu marschieren, um die Brücke vor Ankunft des königlichen Korps zu erreichen, oder wenn ihm solches nicht möglich sei, dieses anzugreifen und eine Bataille zu liefern.“

Ähnliche Kriegslagen finden sich in mehreren Manövern.

Bei den Arrieregandengefechten handelte es sich teilweise darum, wirklich zu sechten und Zeit zu gewinnen, teilweise, wie z. B. am 22. September 1769,

besteht aber die Aufgabe darin, dem Feinde, der dies wünscht, keine Gelegenheit zu geben, fest anzufassen.

Mehrere Manöver sind bemerkenswert durch die Verwendung der Reserve oder besonderer Abteilungen.

Auch kommt Rückzug nach abgeschlagenem Angriff vor, was in den Manövern vor dem Kriege nicht ausgeführt worden ist.

1775 wurde ein Retranchement angelegt, um einem überlegenen Feinde zu widerstehen.

„Und da alles nach dem Laufe des Berges angelegt ist, um jeden Vorteil des Terrains zu nutzen, so erhält er dadurch eine gute defension.“

Es ist überhaupt durchzufühlen, daß nach dem Kriege erhöhter Wert auf Kenntniss der Befestigungskunst und Befolgung der hierin empfangenen Lehren gelegt ist.

Wie lehrreich die Manöver waren, welche interessanten Lagen geschaffen wurden, ließe sich ja nur vollkommen an der Hand der Pläne würdigen, was natürlich zu weit führen würde. Aber vielleicht kann man schon aus dem Ange deuteten entnehmen, daß der Wert dieser Manöver nicht geringer einzuschätzen ist, als derjenigen vor dem Siebenjährigen Kriege. Dasselbe gilt von den nach dem bayerischen Erbfolgekriege abgehaltenen Manövern.

Die Erfahrungen der Kriege sind theoretisch wie praktisch verwendet worden. Führer und Truppen wurden in vorzüglicher Weise geschult.

Es klingt tragisch, wenn nun der große geniale Lehrer der Armee nach aller Mühe, aller Arbeit ausspricht, daß auf Grund des vorhandenen Armeesystems, an dem er aus voller Überzeugung festhielt, doch nur „Mittelmäßiges“ zu leisten sei.

Uns erscheint das Mittelmäßige gewaltig groß!

Von einem großen Lebenswerk muß man aber auch verlangen, daß es den Keim einer günstigen Weiterentwicklung in sich trägt, soll es ideal sein.

Auch dieser Anforderung wurden die Manöver gerecht!

Nachdem einmal die Wichtigkeit des Feuergefechts erkannt war, mußten Bedenken entstehen, ob die bisherigen Formen der Lineartaktik die Truppen nicht allzu großen Verlusten aussetzen würden.

Allmählich ist der Wunsch erkennbar, eine Truppe zu schaffen, die durch ihre Art zu fechten geeigneter war, dem Feuer zu widerstehen, selbst aber die Feuerkraft auszunutzen. Dies hat den König zur Vermehrung der vorhandenen Jägerkompagnien und später zur Errichtung stehender Freiregimenter geführt, die ursprünglich nur gegen die leichten Truppen der Österreicher Verwendung fanden. Ferner aber hat auch das Bedürfnis dazu beigetragen, gelegentlich beweglichere Truppen zur Verfügung zu haben.

Die Freiregimenter sind nicht mehr in den Manövern aufgetreten, aber

die für sie entworfene Instruktion läßt erkennen, daß sie wie die Jäger verwendet werden sollten.

Damit ist ein näheres Eingehen auf die Tätigkeit der letzteren Truppe wohl gerechtfertigt.

In den Herbstmanövern 1753 waren die Jäger noch lediglich zum Absperren des Manövergeländes benutzt worden.

Im Siebenjährigen Kriege war ihre Zahl zu gering, um besonders hervortreten zu können, aber dort sowohl wie im bayerischen Erbfolgekriege gab es Gelegenheit sich zu überzeugen, wie gutes diese Truppe leisten könne.

Die Jäger sollten durchaus zunächst keine Infanterie werden. Das zeigt ein charakteristischer Vorfall bei einem der Potsdamer Herbstmanöver.

Die Übung der Jäger bestand gewöhnlich in der Bewegung einer Art Schützenlinie. Der Ehrgeiz der Vorgesetzten ging aber dahin, sie auch gelegentlich geschlossen zu exerzieren. Bei einem Vorbeimarsch in den Herbstmanövern wollte ihr Kommandeur sie geschlossen und im Tritt vorbeiführen um zu zeigen, was sie könnten. Kaum hatte sie der König gesehen, als er mit dem Krückstock winkte und rief: „Wollt ihr Schäfer auseinander.“*)

Hingegen bewiesen die Manöver, daß die Jäger nicht nur gegen die leichten österreichischen Truppen gedacht waren, sondern daß sie auch in einem ganz bestimmten anderen Sinne Verwendung finden sollten.

Bis zum Jahre 1778 hatten sie Aufgaben zu lösen, wie sie nach der Instruktion von 1783 den Freiregimentern zugedacht waren, nämlich: „Büschel, Dörfer, Gärten auf den Flanken zu besetzen.“

Interessant sind folgende besonderen Fälle:

Bei einem Flußübergang wurden sie zuerst auf Rähnen übergesetzt und nisteten sich am anderen Ufer ein, ähnlich wurde beim Überschreiten von Brücken verfahren.

In einem Manöver 1776 war gelegentlich die Avantgarde nur aus Husaren und Jägern gebildet, vor allem ist die weitere Verwendung an demselben Tage merkwürdig. Sie besetzten zusammen mit reitender Artillerie in der linken Flanke ein Wäldchen.

Vom Jahre 1779 ab kann man deutlich erkennen wie der Truppe eine erhöhte Bedeutung zugemessen wird. Dies zeigt allein ihre Anzahl, welche auf beiden Seiten je 300 Mann betrug.

Es fällt auf wie die Jäger hier schon von der Infanterie im Gefecht auch wirklich respektiert werden.

Im Jahre 1780 ist dann ausdrücklich bei einem Manöver erwähnt, daß sie sich „zu zweien vor der Front ausbreiteten“. Sie wurden zur sogenannten „ersten attaque“ verwandt. Indem sie vor der Front zerstreut

*) Gumtau, Die Jäger und Schützen des preussischen Heeres I. 1834, S. 61.

vorgingen, zogen sie das Feuer des Gegners auf sich und taten ihm selbst Abbruch, der Hauptangriff war dann Sache der nachfolgenden Treffen.

Sie decken mit der Kavallerie öfter den Aufmarsch des Korps und werden 1783 am 23. September sogar der Reserve zugeteilt.

Sehr charakteristisch ist die Verwendung der Jäger am 21. September 1782 (siehe Anlage 2), ein Manövertag, der auch in anderer Hinsicht interessant ist.

Wenn nun die Jäger auf ein Regiment vermehrt zusammen mit drei Freiregimentern zu den Manövern herangezogen worden wären, mußten sich ja sehr bald bestimmte Gesichtspunkte ergeben. Denn mehrere Bataillone hätte man nicht so formlos wie die Jäger auftreten lassen können. Wahrscheinlich wären sie dann ausschließlich in Avantgarden und Arrieregarden verwendet worden und hätten das Gefecht eingeleitet, das nachher von den Truppen entschieden worden wäre.

Die Anfänge zum „Tiralleurgefecht“ waren jedenfalls gegeben, wie es ja denn auch eine längst widerlegte Ansicht ist, daß die preußischen Truppen 1806 nur dem Tiralleurgefecht der Franzosen erlegen wären, welches ihnen ganz unbekannt gewesen sei. Die Anforderungen des Königs in jener Hinsicht sind nach seinem Tode gleich aufgenommen worden.

Die Erfahrungen des Siebenjährigen Krieges, während welchem sich das preußische mit fast allen anderen Heeren Europas gemessen hatte, gaben dem König keinen Anhalt für die Notwendigkeit, die dem damaligen Ersatz angemessenen Prinzipien der Ausbildung und Taktik vollkommen zu ändern. Wie wunderbar aber das damals schon vereinzelt geäußerte Verlangen war, der König solle ein Volkshier schaffen, wodurch erst eine vollkommene Änderung der Taktik möglich geworden wäre, eine Idee, welche schon der Marschall von Sachsen vertreten, die vom König aber aus wohlwogeneren Gründen verworfen war, beleuchten am besten einige Zahlen, wie sie Oberst v. Lettow in seinem Werke über den Krieg von 1806/7 zusammengestellt hat.

1756 betrug die Einwohnerzahl Preußens 4 Millionen, es befanden sich beim Heer 80 000 Mann, also 2 v. H. 1806 betrug die Bevölkerungszahl Frankreichs selbst nach den vorangegangenen Verlusten 38 Millionen. Wäre davon 1 v. H. unter den Fahnen gewesen, so hätte das Heer 380 000 Mann betragen müssen, es zählte aber trotz aller Anstrengungen Napoleons nur 177 000, also war das preußische Volk über das Doppelte mehr in Anspruch genommen wie das französische.

Wie war da eine Steigerung möglich? Wie lange Zeit mußte nun erst vergehen, bis die Schrecken des Siebenjährigen Krieges verschwunden waren. Der König brauchte aber unter Zugrundelegung der finanziellen Kräfte des Staates ein Heer von 160 000 Mann.

Ferner glaubt man, daß es den moralischen Wert der Truppe habicht schwer schädigen müssen, daß so viel Widerwillige unter den Fahnen waren.

Wie nimmt sich dagegen die Klage Napoleons in einem Schreiben vom 26. Oktober 1804 aus, daß von 82 000 Mann 64 000 eingetroffen seien, von denen man noch 14 000 Deserteure abrechnen müsse. Hatten doch 1802 bewaffnete Landeseinwohner von Gendarmen eskortierte Konfribierte befreit.

Nein! Die Schaffung eines nationalen Heeres war einer Zeit glühender nationaler Begeisterung vorbehalten!

Aber nach des Königs Tode drohte eine Gefahr, wie sie wohl nach Zeiten großer Erfolge entstehen kann.

Unser Volk hat im Jahre 1905 seinen großen Dichter Schiller gefeiert, nicht nur als Dichter, sondern auch als Denker.

Er sah in dem Jahrzehnt vor dem Hereinbruch des großen nationalen Unglücks eine Zeit kommen, „in der der tote Buchstabe den lebendigen Verstand vertritt und ein geübtes Gedächtnis sicherer als Genie und Empfindung leitet“. Ähnliches sagt später Scharnhorst.

Diese Gefahr, wie sie Schiller für die gesamte Kultur fürchtet, drohte auch der Armee. Wie denn das innerste Wesen der Armee ja eng mit der jeweiligen Kultur zusammenhängt.

Das frische Empfinden ging verloren, aus dem Gedächtnis wurde vieles getan, dessen ursprünglichen Sinn man verkannte. Das mußte damals zu schlechten Ergebnissen führen, wie es auch heute stets zum Schaden einer Armee ausschlagen wird.

Zwei große Völker haben in den letzten Jahren mit den Leistungen ihrer Armee traurige Erfahrungen gemacht. Wie stand es dort mit der Ausbildung in den Manövern?

Manöver in unserem Sinne gibt es in Rußland erst seit 15 Jahren. Nach dem bisherigen Verlauf konnten sie noch nicht als eine geeignete Vorbereitung für den Krieg gelten. Vor einen größeren Entschluß wurden die Führer nie gestellt, es gab für jede Partei nur eine Aufgabe für den Verteidiger und eine für den Angreifer. Es wurden nach der Übung gemeinsam Bivaks bezogen, es wurde nie kriegsmäßig abgebrochen, noch wurden Vorposten ausgestellt. Außerdem waren nach dem Bericht eines Augenzeugen Flurschäden nicht gestattet, eine Einschränkung, die ein kriegsmäßiges und lehrreiches Manöverieren ausschließt.

Den schlimmsten Vorwurf aber macht den Manövern einer der einschichtigsten russischen Militärschriftsteller, der General Woide, welcher von Paraden spricht und fortfährt: „letzteren sind auch die konventionellen Manöver zuzuzählen, die nicht wohl als ein Mittel rationeller Kriegsausbildung betrachtet werden, sondern als äußerlich effektvolle Schaustellungen“.

Der Mangel an taktischer Durchbildung, welcher bei der englischen Armee im Burenkriege hervortrat, ist bekannt. Es fehlte in England an

einem Naturalleistungsgesetz, wodurch die Anlage kriegsmäßiger Manöver ebenfalls ausgeschlossen war. Die wohlbekannten Truppenübungsplätze von Salisbury Plaine und Aldershot konnten für die Führung wohl nicht viel „Frictionen“, nicht viel Unvorhergesehenes bieten.

Ein Studium der friderizianischen Friedensausbildung wie derjenigen der folgenden Zeit hätte erkennen lassen, daß man in beiden Armeen nicht auf dem richtigen Wege war.

Der große König hat nicht nur für sein Volk und seine Zeit, sondern für alle Völker und alle Zeiten Vorbildliches geschaffen.

Ohne Verständnis und ohne Nachdenken Altbewährtes zu übernehmen, muß stets zum Unheil ausschlagen. Wenn wir aber die ewig gültigen Grundsätze des großen Königs mit Vernunft anwenden, werden wir gewiß das Schwert der Germania scharf erhalten, das alte heilige deutsche Schwert, das da hält im Hefst das Recht und in der Klinge den Sieg.